

In memoriam Christa Hoffmann-Riem

Kleining, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Nekrolog / nekrology

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleining, G. (1990). In memoriam Christa Hoffmann-Riem. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 42(4), 800-802. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-41039>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

und Ethnologie, der Verhaltensforschung, Tiefenpsychologie und Religionswissenschaft, wie natürlich auch der Sozialgeschichte systematisch (zuletzt besonders in: Die Kräfte des Alters, Wien 1990) einzuarbeiten versucht. Besonders erwähnenswert scheint mir dabei die Zusammenarbeit mit dem bedeutenden Sozialpsychiater Hans Strotzka, den er durch Lehraufträge auch in unsere Ausbildung integrierte. Dieser breite Hintergrund veranlaßt Rosenmayr in seinen neueren Arbeiten zu einer sehr kritischen Haltung gegenüber einem eng szientistischen Verständnis von Soziologie, zur Forderung, auch stärker solche Methoden der Sozialforschung einzusetzen, die einen echten Zugang zu den konkreten sozialen Kontexten von Menschen eröffnen, neue und „sinnadäquatere“ Formen der Interpretation von gesellschaftlichen und kulturellen Phänomenen zu berücksichtigen und auch die Relevanz philosophischer und schriftstellerischer Beiträge für die Soziologie in Betracht zu ziehen.

Es gibt einen dritten Schwerpunkt des Wirkens von Leopold Rosenmayr, der mir als wichtig erscheint. Es ist dies seine kontinuierliche Beschäftigung mit der Frage der historischen Ursprünge der österreichischen Soziologie und ihrer Entwicklung im Laufe der Nachkriegszeit. Schon lange bevor der internationale Trend zur verstärkten Hinwendung auf die eigene Geschichte auf die österreichische Soziologie übergegriffen hat, hat sich Rosenmayr in einer Reihe von Arbeiten, die noch immer zu den wichtigsten zu dieser Thematik gehören, mit der Entwicklung von Soziologie und Sozialforschung in Österreich befaßt. Er hat auch als zweiter Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie (1965-68) und durch Mitarbeit im Exekutivkomitee der ISA zur Etablierung der soziologischen Profession beigetragen. Bemerkenswert im Hinblick auf das Engagement Rosenmayrs an Aktivitäten dieser Art scheint mir zu sein, daß er sich von ihnen nie zu hektischer Betriebsamkeit verleiten ließ, was ja selten ohne Einbuße an wissenschaftlicher Arbeitskapazität im engeren Sinne möglich ist.

Die absolute Priorität, die Rosenmayr wissenschaftlicher Arbeit stets einräumte, und die hohen Ansprüche, die er an sie stets stellte, mußten Studierende, Mitarbeiter und Besucher oft schmerzlich zur Kenntnis nehmen, wenn die Einlösung eines vereinbarten Termins, die Erstellung eines Gutachtens sich oft

erheblich verzögerten. Angesichts der zentralen Position, die Rosenmayr über Jahrzehnte hinweg in der österreichischen Soziologie einnahm, mag dies mit einer der Gründe für ein etwas problematisches Charakteristikum der österreichischen Soziologie gewesen sein, das Rosenmayr in einem jüngeren Beitrag hervorgehoben hat.

Er spricht hier von einer eigentümlichen „Beziehungslosigkeit“ und „Zerrissenheit“ der österreichischen Soziologie, einem Mangel an integrativen Tendenzen, die in einem „eigenbrödlischen und verbohrt“ Verhalten gegenüber Zeitgenossen zum Ausdruck kämen (Erlebte Soziologiegeschichte in Österreich ab 1945, in: J. Langer (Hrsg.), Geschichte der österreichischen Soziologie, Wien 1988). Ich würde meinen, daß der über diese Jahrzehnte hinweg gewonnene Zuwachs an wissenschaftlicher und menschlicher Lebenserfahrung bei allen in Österreich im Rahmen der Soziologie Tätigen doch zu einer abgeklärteren Sicht der Dinge führen sollte. Er könnte damit auch beitragen zu einer unbefangeneren Würdigung der doch nicht so zahlreichen, herausragenden wissenschaftlichen Leistungen und Persönlichkeiten der soziologischen Profession unseres Landes.

Max Haller

NEKROLOG

*In memoriam Christa Hoffmann-Riem
(31.8.1937 – 19.8.1990)*

Christa Hoffmann-Riem, Professorin am Institut für Soziologie der Universität Hamburg, stammte aus Duisburg, studierte bei René König in Köln, arbeitete zwei Jahre am Kölner Institut für Selbsthilfe und Sozialforschung und promovierte 1964 mit einer Arbeit über Massenmedien. 1965 war sie Research Fellow an der University of California in Berkeley, ihre Forschungsbereiche waren Struktur-Funktionalismus (Neil Smelser), Symbolischer Interaktionismus (Herbert Blumer), Familie und Sozialisation. Seit 1966 lehrte sie an der Universität Hamburg, seit 1977 als Professorin, vor allem Familien- und Sprachsoziologie und Theorie-Entwicklung; Symbolischer Interaktionismus, phänomenologische Soziologie und Ethnomethodologie. Methodologi-

scher Schwerpunkt war qualitative Sozialforschung, besonders Erzähl- und Biographieforschung. Zwischen 1979 und 1985 war sie zu Forschungsaufenthalten an den Universitäten Berkeley (Zusammenarbeit mit Anselm Strauss), Havard und Tulane.

Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist Christa Hoffmann-Riem durch ihre Untersuchung „Das adoptierte Kind“, die wegbereitend war für den Eingang qualitativer Methoden in die Familiensoziologie (München 1984, 3. Auflage 1989, amerikanische Ausgabe 1990). 30 Adoptiv-Elternpaare wurden mit der damals neuen Technik des narrativen Interviews (Fritz Schütze) befragt, um ihre Lebenswirklichkeit zu rekonstruieren. Die Qualität der Untersuchung – und ihr Reiz – liegen in einer sehr genauen Beschreibung der Prozesse, die zu einer Adoption führen und die Alltagswelt der Adoptivfamilie bestimmen (Konzeption der *status passages*) und der vielfältigen emotionalen und sozialen Probleme für Eltern und Kinder dabei. Konfliktpotenziale vor der Adoption sind Widersprüche zwischen dem Angebots-Nachfrage-Bezug bürokratischer Verwaltungen und den an „Menschlichkeit“ orientierten Bewerbern, nach der Adoption die bedrohte Normalität durch die vermeintliche Künstlichkeit der Familiengründung. Strategien zur Normalisierung und Lösung der Identitätsproblematik sind u.a. die Namensgebung, die Rekonstruktion einer passenden Vergangenheit und, sehr schön beobachtet, die Konstruktion von Ähnlichkeit des Adoptivkindes mit den Adoptiveltern. Das Buch kommt zu dem Ergebnis, daß die Adoptiveltern, zum Wohle des Kindes, *nicht* den Schein familiärer Normalität erzeugen und verteidigen sollen, sondern sich „für die Bewältigung der doppelten Elternschaft offen halten“ (S. 261). „Doppelte Elternschaft“ steht, programmatisch, im Untertitel des Buches.

Die Prinzipien, die qualitativ-interpretativer Sozialforschung zugrunde liegen, hat Christa Hoffmann-Riem in einem Aufsatz auf den Begriff gebracht: Offenheit und Kommunikation (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1980, S. 339-372). Dieser Beitrag wurde auch außerhalb der soziologischen Literatur viel zitiert. Die Autorin nennt Erhebungen charakteristischerweise „Daten-gewinn“. Forscher gewinnen Daten, wenn sie bereit sind, soziale d.h. gesellschaftlich interpretierte Wirklichkeit zu suchen und aufzunehmen; dies geschieht im sozialen Kontext,

in Auseinandersetzung mit den Forschungssubjekten, unter Wahrung deren eigener Position. Offene, kommunikative Verfahren sind deswegen dem Forschungsprozeß angemessen, vor allem nützlich gefunden hat sie erzählende.

Nach ihrer Adoptionsstudie hat Christa Hoffmann-Riem umfangreiches biographisches Material gesammelt über Arbeitsmigrantinnen, vor allem Türkinnen, außerdem über Studentinnen; es gibt Aufsätze über Identitätsproblematik und Entfremdung in diesen Lebensläufen. Ihre besondere Aufmerksamkeit galt den gegenwärtigen Veränderungen der traditionellen Familienstruktur (Abhandlungen über „fragmentierte Elternschaft“ im Sammelband von Kurt Lüscher u.a. (Hrsg.) 1988 und „Elternschaft ohne Verwandtschaft“ im Handbuch der Familien- und Jugendforschung von Rosemarie Nave-Herz und Manfred Marckea (Hrsg.) 1989). Ihre jüngsten Forschungen behandelten die Wirkung der modernen Reproduktionsmedizin und der durch Gentechnologie erweiterten prädiktiven Medizin und ließen den Entscheidungs- und Leistungsdruck erkennen, dem Frauen bei zunehmender Technisierung des Umgangs mit werdendem Leben sich ausgesetzt sehen. Zwei größere Forschungsprojekte sind dazu angefallen (über pränatale Diagnostik und heterologe Insemination). Ergebnisse ihrer Forschungen hat Hoffmann-Riem in deutschen und amerikanischen Fachzeitschriften publiziert.

Offenheit und Gesprächsbereitschaft, ihre methodologischen Forderungen für Sozialforschung, waren auch markante Kennzeichen ihrer eigenen Persönlichkeit. Sie war frei von Dogmatismus, offen für das Wagnis wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie war gleichermaßen offen für das Gespräch mit Kollegen, die ihren Rat suchten. In besonderem Maße davon profitiert haben Studierende. Ihre Veranstaltungen, glänzend vorbereitet, waren sehr gut besucht, ihre Praktika hoch geschätzt. Als Betreuerin von Examensarbeiten und Dissertationen war sie stark gefragt. Dabei hat sie eine erhebliche Arbeitslast auf sich genommen in der behutsamen Hilfe für Studierende auf ihrem Weg zur Wissenschaft. Offenheit bedeutete ihr immer auch Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Solidarität, Eigenschaften, derer ein sich verselbständigender Universitätsbetrieb und eine zunehmende Fragmentierung der Interessen nur zu notwendigem bedarf. Die institutio-

nellen Anforderungen hat sie bis in die letzten Wochen auf sich genommen, sie war Mitglied des wissenschaftlichen Beirates des Bundesinstituts für Bevölkerungswissenschaft und designierte Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Soziologie. Sie unterhielt viele Kontakte zu Wissenschaftlern im In- und Ausland und war gesucht als Vortragsrednerin und für Buchbesprechungen und Rezensionen.

Daß ihr Leben ein Geschenk war, wußte sie seit einer Operation vor sechs Jahren. Sie hat darüber geschrieben und ihre Situation nicht verleugnet. Die Krankheit brach erneut aus im Mai 1990. Am 19. August ist sie, 52jährig, in Hamburg gestorben.

Die soziologische Forschung und Lehre, besonders die Familiensoziologie und die qualitative Sozialforschung sind von ihrem Tod stark betroffen; ein großer Kreis von Freunden, Kollegen und Studierenden trauern um sie.

Gerhard Kleining

TAGUNGSBERICHTE

XII. Weltkongreß für Soziologie

Madrid, 9. – 13. Juli 1990

„Soziologie für eine Welt: Einheit und Vielfalt“

Differenzierung, Entprofessionalisierung und soziologische Heimatlosigkeit

Bauen Kanarienvögel ihre Nester auf Blechdosen? Sollte das, was aus Sicht von Ornithologen unmöglich oder doch zumindest unwahrscheinlich ist, für Soziologen möglich gemacht werden? Vogel und Blechdose waren das Symbol des bisher größten Weltkongresses für Soziologie. Es zierte Poster und T-Shirts, die (sich als unentbehrlich erweisenden) Fächer und den fünfhundert Seiten starken Katalog. Im Laufe der Woche vom 9. zum 13. Juli wurde immer deutlicher, daß die Organisatoren unbeabsichtigt ein richtiges Sinnbild für ein unmögliches Unternehmen gewählt hatten: Wie konnte man rund fünftausend Soziologen aus aller Welt bei 40 Grad Hitze in nicht klimatisierten Seminarräumen über das Thema: „Soziologie für eine Welt: Einheit und Vielfalt“ sinnvoll debattieren lassen?

Der Kongreß begann vielversprechend und feierlich. Er wurde von König Juan Carlos persönlich eröffnet, was auf das hohe Ansehen

schließen läßt, das die stark expandierende spanische Soziologie inzwischen in der Öffentlichkeit genießt. Die Präsidentin der ISA, Margaret Archer, begründete in ihrer Eröffnungsrede überzeugend das Motto des diesjährigen Soziologenkongresses: „Soziologie für eine Welt“ sei als Appell an eine Soziologie zu verstehen, die sich immer weiter von der Weltentwicklung entfernt habe. Während sich die Welt zunehmend in Richtung „Globalisierung“ entwickle, strebe die Soziologie zunehmend in Richtung interner „Differenzierung“. Eine derart heterogene Soziologie könne den realen Problemen nicht mehr angemessen Rechnung tragen, insbesondere nicht denen der Dritten Welt. Diese Diskrepanz zwischen Weltentwicklung einerseits und Soziologieentwicklung andererseits komme besonders drastisch am Beispiel der derzeitigen Hochkonjunktur für die „Theorie“ der Postmoderne zum Ausdruck, mit deren Anhängern Archer hart ins Gericht ging. Während für diese „Apostel der Postmoderne“ das Leben nichts anderes als ein ästhetisches Spiel sei, habe die Bevölkerung der Dritten Welt mit Problemen zu ringen, die von diesen Soziologen erst gar nicht erwähnt werden, nämlich mit Hunger, Abhängigkeit und Gewalt.

Damit sprach Archer ein vorrangiges Ziel der International Sociological Association (ISA) an, nämlich dasjenige der Überwindung der neokolonialen Situation innerhalb der ISA und der stärkeren Integration der Soziologen aus der Dritten Welt. Anstatt des herkömmlichen Dialogs vom Zentrum zur Peripherie, strebe die ISA den Dialog von der Peripherie zum Zentrum an. Diese Politik wurde von der ISA dadurch bekräftigt, daß sie nach bitteren und nach außen sichtbar ausgetragenen internen Machtkämpfen den Inder T.K. Oommen zu ihrem neuen Präsidenten wählte. Dieser faßte die künftige Politik der ISA in ein Plädoyer für drei Gs zusammen, für „Gender, Geography and Globalization“.

Konfrontiert man diese heeren Ziele mit der einwöchigen Realität des Weltkongresses selbst, dann wurden selbst die gläubigsten Anhänger dieser proklamierten Verbandspolitik schnell und schmerzlich ernüchert. Erwähnt sei nur das Beispiel „gender“. Auf dem Symposium V, Sektion 3 etwa, das das Thema „Identities for Collective Actions – Class, Nation, Ethnicity, Gender“ behandelte, war keine Frau unter den Referenten. Der Vorsitzende György Széll erklärte entschuldigend, er habe